



ÜBER LEBEN

VERSEHRTE IM HEER
ZWISCHEN PFLICHTGEFÜHL,
ANGST UND HOFFNUNG

BeBra Verlag



Alfons Mais (Hg.)

ÜBER LEBEN

VERSEHRTE IM HEER
ZWISCHEN PFLICHTGEFÜHL,
ANGST UND HOFFNUNG

BeBra Verlag

9

Grußwort

13

Ein besonderer Auftrag

15

Zum Geleit

19

Posttraumatische Belastungsstörung

Ein Überblick von Generalarzt Dr. Hoffmann

23

PATRICK POPIOLEK

»Ich war zu jung«

Für den Einsatz braucht man auch psychische Stärke



29

MEIK BRIEST

Die Verletzung schaut jeden Morgen aus dem Spiegel

Ein explodierendes Kampfmittel verletzte Meik Briest schwer im Gesicht



35

UWE SIMOLKA

Vollzeitjob Lotse

Hilfe für Einsatzgeschädigte auf der Suche nach Unterstützung



39

PATRICK BONK

Ein Frühlingstag in Afghanistan

Zwischen routiniertem Funktionieren und Angst



45 FELIX RAUER

Gefechtsfeld Leben

Einmal wäre ein Auslandseinsatz beinahe schief gegangen



51 ANDREAS RÜCKEWOLDT

Von den Invictus Games ins Leben zurückgeholt

Wenn die Seele leidet, wird auch der Körper in Mitleidenschaft gezogen



59 ADRIAN RÜCKEWOLDT

Sohn und Kamerad

Adrian Rückewoldt steht seinem PTBS-kranken Vater bei



63 RAMONA STEEN

Krank durch ständige Überforderung

Wer Soldaten außerhalb ihres Kompetenzbereiches einsetzt, schadet nicht nur dem Auftrag, sondern auch den Betroffenen



69 JAN

Tierische Hilfe beim Kampf zurück ins Leben

Therapiehündin Amy und Fallschirmjäger Jan sind ein unzertrennliches Team



77 ALEXANDER HAMMER

Mein Einsatz im Kongo

Der beste Freund des Menschen ist der Hund



85 MARCO LUDWIG

Ich gebe nicht auf

Meine neue militärische Heimat



91 ROBERT MÜLLER

Veteranen brauchen eine Identität

Harte Überzeugungsarbeit für mehr politische Aufmerksamkeit



97 GREGOR BALLSIEPER

Der Spieß – Fürsorge steht an erster Stelle

Wer sein Herz ausschütten muss, ist beim Kompaniefeldwebel richtig



101 ANDREAS STEINKAT

Probleme verwandeln sich in Kunstwerke

Hauptfeldwebel Andreas Steinkat verarbeitet belastende Erinnerungen an seine Afghanistan-Einsätze in Bildern, mit deren Hilfe er seine Erfahrungen mit anderen Menschen teilen kann



109 SASCHA KAUFMANN

Der Mann mit den zwei Familien

Ehefrau und Kameraden geben Sascha Kaufmann Halt im Zivilen und im Dienst



115 JENS RUTHS

Sport ist die beste Medizin

Intensives Training hat Jens Ruths wieder dienstfähig gemacht



123 NICOLAS HOLZ

Das Schlimmste ist nicht immer der Einsatz

Auch der Tagesdienst birgt Risiken



127 JENS MARKUS REHN

Nach vorne schauen

Es kam alles anders als erwartet



133 SASCHA FRITZSCHE

Das unerwartete Ende

Der Einsatz endete im »Einsatz vor dem Einsatz«



139 PASCAL

Ein langer Weg zurück ins Leben

Über vier Jahre hat es gedauert, bis Pascal wieder ein normales Leben führen konnte



147

Was leistet Seelsorge für die Verehrten?

Theologische und anthropologische Überlegungen des Katholischen Militärbischofs Dr. Franz-Josef Overbeck



GRUSSWORT

Sehr geehrte Leserinnen, sehr geehrte Leser,

Sie halten ein besonderes Buch in Ihren Händen. Es freut mich sehr, dass Sie sich entschieden haben, Ihre Zeit mit der Lektüre zu verbringen. Sie werden es sicher nicht bereuen. Denn dieses Buch bietet Ihnen einen Einblick in die Gedankenwelt jener, die sich entschieden haben, ihrem Land zu dienen, und die dafür einen hohen Preis gezahlt haben. Mit dem Lesen dieses Buches unterstützen Sie unser Vorhaben, diesen Frauen und Männern eine vernehmbare Stimme in den Streitkräften und in unserer Gesellschaft zu geben. Dafür danke ich Ihnen von Herzen.

Verwundung, Tod und die Auseinandersetzung mit diesen hochsensiblen Themen gehören unweigerlich zum Soldatenberuf. Dies sollte allen Soldatinnen und Soldaten, allen Politikern, die uns für unser Land in die Einsätze schicken, und auch allen Bürgerinnen und Bürgern bewusst sein. Zugleich ist die Befassung mit Tod und Verwundung schwierig. Dabei ist die Beschäftigung mit dem Tod von Soldaten schon lange Teil nationaler Erinnerungskulturen weltweit, wie sie etwa in Denk- und Ehrenmälern zum Ausdruck kommt. Deutsche Beispiele dafür sind etwa das Ehrenmal der Bundeswehr am Bundesverteidigungsministerium in Berlin, der Wald der Erinnerungen am Einsatzführungskommando in Potsdam oder das Ehrenmal des Deutschen Hee-



Generalleutnant Alfons Mais, Inspekteur des Heeres

res in der Festung Ehrenbreitstein in Koblenz; Orte, deren Besuch sich lohnt. Das Deutsche Heer gedenkt der Gefallenen, es vergisst keinen einzigen.

Für Verwundungen an Körper und Seele gibt es so etwas nicht. Während die geschundene Seele selten öffentlich sichtbar ist, sind Verstümmelungen, fehlende Gliedmaßen und andere gravierende Verwundungen nur mit einiger Anstrengung zu verstecken. Schamgefühl und Unsicherheit sind häufig mit dem Thema verbunden. Scham auf der Seite derer, die ihre Gesundheit im Dienst für das Vaterland verloren haben, und Unsicherheit auf der Seite der Gesell-

schaft. Die Folgen sind allzu oft Isolation und dann das Vergessen. So wie das Leiden der »Kriegszitlerer«, das erstmals nach dem Ersten Weltkrieg beobachtet wurde, verdrängt und vergessen wurde. Das Phänomen kam erst mit Fällen von posttraumatischer Belastungsstörung (PTBS) wieder in das gesellschaftliche Gedächtnis. Versehrte verdienen unseren sichtbaren Respekt. Veranstaltungen wie die Invictus Games begrüße ich daher sehr. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer stehen stellvertretend für viele Menschen. Die Kameradinnen und Kameraden, aus welcher Nation auch immer, haben sich ins Leben zurückgekämpft. Ein Kampf, der häufig unsichtbar bleibt. Ein Kampf, der vielfach von außen nur schwer nachempfunden werden kann. Dabei ist gerade auch unsere Organisation, insbesondere in der Anfangszeit, vor neue Herausforderungen gestellt worden. Wir haben viel gelernt und uns kontinuierlich weiterentwickelt im Umgang mit der Thematik. Dabei sind wir noch nicht am Ziel, aber den eingeschlagenen Weg werden wir konsequent weiterverfolgen. Diesem Anliegen dient auch dieses Buch.

Ein Buch, in welchem versehrte Menschen aus unserer Mitte, aus dem Heer selbst zu Wort kommen. Auf den nächsten Seiten schildern Individuen – Persönlichkeiten – ihre Geschichten. Wir lassen bewusst den Versehrten Raum, ihre Lebensgeschichte aus ihrer ganz individuellen Sicht zu erzählen. Denn nur das unverfälschte Bild lässt uns zumindest teilweise verstehen, welche Verantwortung wir als Heer, Streitkräfte, aber auch als Gesellschaft haben. Sie werden lesen, was diesen Menschen widerfahren ist, wie sie an Körper und Geist beschädigt wurden

und wie Familien, Kameradinnen und Kameraden und auch Institutionen damit umgegangen sind. Was unsere Kameradinnen und Kameraden hier schreiben, bewegt mich immer noch sehr, einiges macht mich nachdenklich. Ihre Geschichten sind für mich Ansporn, weiter am Weg der Klarheit und Wahrheit festzuhalten. Nur was wir deutlich ansprechen, werden wir auch ernsthaft angehen.

Heute stehen wir in einer neuen Zeit. Der Krieg ist nach Europa zurückgekehrt. Wieder treffen Großverbände aufeinander. Täglich fallen Hunderte oder werden an Körper und Geist geschädigt. Wir sind gezwungen, uns wieder auf die Landes- und Bündnisverteidigung vorzubereiten. Das fordert uns auf vielen Ebenen. Es fordert von uns auch eine intensivere Auseinandersetzung mit den Tragödien und menschlichen Konsequenzen eines Krieges, wie wir ihn derzeit jenseits unserer Bündnisgrenzen erleben. Wie halten wir es eigentlich mit der Versorgung, Betreuung und Rehabilitierung unserer Kameradinnen und Kameraden in der Praxis?

Wir haben einen langen Weg hinter uns, seit der Kosovo-Einsatz 1999 uns alle wieder mit Tod und Verwundung konfrontierte. Der Krieg in Afghanistan und seine Konsequenzen für viele unserer Kameradinnen und Kameraden haben die Öffentlichkeit bewegt. Seitdem ist vieles besser geworden, aber nicht alles ist gut. Wir müssen weiter daran arbeiten.

Das Heer vergisst nicht; nicht seine Toten und auch nicht seine Versehrten.

Ihr
Alfons Mais
Inspekteur des Heeres





EIN BESONDERER AUFTRAG

Aufträge kann man sich häufig nicht aussuchen. Sie werden erteilt und nach bestem Wissen und Gewissen ausgeführt, meist ohne bleibende Eindrücke auf die Ausführenden. Der Auftrag des Inspektors des Heeres an uns, dieses Buch zusammenzustellen, war von Anfang an anders. Als Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaftssoldaten einer Kommandobehörde standen wir vor vielen Fragen: Wie gehen wir mit Soldatinnen und Soldaten um, die bei der Ausübung ihrer Pflicht an Körper oder Geist Schaden erlitten haben? Wie das Erlebte auf nur wenigen Seiten unterbringen? Wie unseren Kameradinnen und Kameraden gerecht werden, die sich freiwillig zu dem Schritt entschlossen haben, zutiefst Privates von sich preiszugeben?

»Sich Zeit zu nehmen, ist entscheidend«, schreibt Gregor Ballsieper, als Kompaniefeldwebel ein Beitragender in diesem Buch, so treffend. Genau das haben wir auf verschiedenen Ebenen getan – vom Konzept bis zum Druck steht das Buch am Ende einer 20-monatigen Bearbeitungszeit. Viele lange Gespräche wurden geführt. Zunächst über Videotelefonie, später auch persönlich mit den Kameraden vor Ort. Dazu Gespräche mit Fachleuten – Ärzten, Psychologen und Seelsorgern. So unterschiedlich wie die Menschen in diesem Buch sind auch ihre Lebensgeschichten, wenngleich es einige verbindende Elemente gibt. Diese Individualität, die sich in der

Unvergleichbarkeit der Erfahrung ausdrückt, haben wir als Maßstab für die Texte genommen. Wie sollten auch individuelle Erfahrungen in das Korsett einer strikten Form und festen Zeichenanzahl gepresst werden können? Das wird weder dem Thema noch den Versehrten gerecht. So entstanden 17 nicht nur inhaltlich, sondern auch in ihrer Form unterschiedliche Artikel. Einige sind als Erlebnisberichte direkt von den Betroffenen geschrieben worden. Andere wurden als Interview, als Ich-Erzählungen oder als Berichte verfasst. Jeder Beitrag steht für die Person, die berichtet, für ihre individuelle Perspektive und ein Stück ihrer Lebensgeschichte. Sie entschieden bis auf das letzte Wort über den Inhalt. Wir haben schlicht unsere Unterstützung angeboten, wo sie gefragt war.

Auch wenn wir nur redaktionell in Erscheinung traten, so wird uns allen, die an diesem Buch mitgearbeitet haben, dieser Auftrag unvergessen bleiben. Wenn die Augen desjenigen, der uns seine Lebensgeschichte und seine Gedanken anvertraute, sich beim Erzählen mit Tränen füllten, seine Stimme brach oder sein Blick in die Ferne abdriftete, dann spürten wir unsere Verantwortung ihm gegenüber. Wir hoffen, dass wir dieser Verantwortung gerecht geworden sind.

Das Redaktionsteam



ZUM GELEIT

Dieses Buchprojekt verdient besondere Aufmerksamkeit. Ich danke für die Möglichkeit, dazu einen kleinen persönlichen Beitrag leisten zu können. Dank geht an den Inspekteur des Heeres für seine Initiative zu diesem Buch, an das Redaktionsteam des Kommando Heer für die inhaltliche Begleitung aller Beiträge. Besonderer Dank gebührt allen Verfasserinnen und Verfassern von Artikeln und Interviews, für mutige, anregende, persönliche Beiträge.

Für mich ist es eine Ehre und zugleich besondere Verpflichtung, einige persönliche Gedanken an den Anfang des Buches zu stellen. Sie werden gewiss fragen, warum. Möglicherweise weil ich selbst betroffen war und bin: Ich wurde schwer verletzt im Straßenverkehr auf dem Weg zur Arbeit im täglichen Dienst, wurde schwer verwundet im Einsatz, war viele Jahre verantwortlich als Führer von Soldaten in Deutschland und im Einsatz, war oft Verantwortlicher für Einsatzvorbereitung, Ausbildung, Einsatzplanung und Einsatzdurchführung, war besorgt als Vater eines Sohnes im Auslandseinsatz, war erschüttert vom Tod und schweren Verwundungen von Kameradinnen und Kameraden neben mir, Angehörigen der Bundeswehr wie von Streitkräften anderer Nationen. Doch halt – ich will hier nicht weiter über mich, sondern über unsere betroffenen Soldatinnen und Soldaten, ehemalige wie aktive, Versehrte und Verwundete sprechen.

General a. D. Markus Kneip war bis zum 30. September 2020 Soldat. Zuletzt begleitet er den Dienstposten des Chefs des Stabes beim Supreme Headquarters Allied Powers Europe (SHAPE).



Unser Anspruch und unsere Verpflichtung in der Bundeswehr ist es, die Soldatinnen und Soldaten bestmöglich ausgerüstet und ausgebildet in den Einsatz zu entsenden. Dies wird zusammengehalten im wahrsten Sinne des Wortes durch »gute Führung«. Diese verbindet das Sich-Kümmern um den einzelnen Soldaten mit den soldatischen und staatsbürgerlichen Grundrechten und -pflichten und dem Einsatzauftrag. Wir fordern für die einsatzorientierte und einsatzbereite Bundeswehr den voll einsatzfähigen, gesunden, mental wie psychisch stabilen, gut vorbereiteten sowie motivierten Soldaten. Passiert etwas in dem grundsätzlich gefährlichen Soldatenberuf, sei es im Tagesdienst, in der Ausbildung, während der Übungen, in der Einsatzbereitschaft oder im Einsatz, dann muss alles getan werden, die Verletzten, verwundeten oder geschädigten Soldatinnen und Soldaten so rasch und so gut wie möglich zu retten und zu bergen, zu stabilisieren, zu versorgen, zu betreuen.



Am 28. Mai 2011 wurde Kneip als Regionalkommandeur ISAF Nord bei einem Sprengstoffattentat in der nordafghanischen Provinz Thakar schwer verwundet. Zwei deutsche Kameraden kamen bei dem Anschlag ums Leben.

Jedoch – die Verantwortung der Vorgesetzten, Kommandeure, Chefs und Führer aller Ebenen, endet hier nicht. Denn Genesung, Reha, Therapie, Betreuung und Fürsorge, Versorgung sowie der Umgang mit Angehörigen sind keine alleinige Verantwortung der so wichtigen und von mir hochgeschätzten Ärzte, Krankenpfleger, des Sozialdienstes, der Lotsen, der Personalfachleute und vieler anderer mehr. Ich möchte diesen Menschen an dieser Stelle ausdrücklich danken für ihren unermüdlichen und zugleich wertvollen Dienst. Besonders hervorheben möchte ich beispielsweise die unschätzbare Arbeit der Lotsen, die Einsatzgeschädigten als Zuhörer, Partner, Kamerad und Helfer zur Seite stehen.

Militärische Führer sind und bleiben weiterhin gefragt und gefordert! Sie haben die Soldatinnen

und Soldaten vorbereitet, ausgebildet und geführt, da ist es folgerichtig und ethisch geboten, diese umfassende Verantwortung über den Eintritt einer Schädigung, Verletzung, Verwundung oder Beeinträchtigung an Leib und Seele hinaus auf die schwere und belastende Zeit danach auszudehnen. Es ist offensichtlich und sollte uns allen bewusst sein, dass Personalwechsel, häufige örtliche und organisatorische Veränderungen in den Werdegängen und in der Bundeswehr insgesamt, Bürokratie, Statusfragen, Altersgrenzen, Rechtssicherheit oder Rückversicherungsdenken, aber auch berechnete Interessen der Betroffenen wie Datenschutz und ärztliche Verschwiegenheit Hemmnisse sind für ein umfassendes und rasches, kontinuierliches Sich-Kümmern. Es ist jedoch klar: Wer fordert, muss sich auch kümmern!

Über die motivierende Wirkung des Sich-Kümmerns hinaus für den einzelnen Betroffenen ist dies eine Frage guter Organisationskultur und soldatischen Selbstverständnisses. Es wird keiner zurückgelassen, keiner vergessen, nicht im Einsatz, nicht zu Hause.

Der Bedarf der Geschädigten und Verehrten umfasst neben gesundheitlichen Fragen von Leib und Seele vor allem materielle Angelegenheiten, sehr deutlich aber auch notwendige Empathie und Zuwendung. Hier ist die Kameradschaft der Rahmen, der Gespräche ermöglicht, der durch gleichen Zeichenvorrat und gemeinsamen Erlebnishintergrund eine direkte und unkomplizierte An- und Aussprache zulässt. Die besten Gesprächspartner sind diejenigen, die ähnliches erlebt haben und idealerweise aus demselben Verband, derselben Kompanie, dem-

selben Zug oder Trupp, derselben Staffel oder Besatzung oder aus dem eigenen Team oder der eigenen Crew kommen.

Die Bundeswehr ist hier im Laufe der Jahre einen weiten Weg gegangen, von der Verbesserung der materiellen Absicherung bis zu Betreuungs- und Statusfragen. Ich erinnere mich, es war die Zeit des beginnenden KFOR-Einsatzes im Kosovo, damals war ich Oberstleutnant und Adjutant beim Inspekteur des Heeres, wie ich in Begleitung des Inspektors zum Bundeswehrkrankenhaus Koblenz fuhr. Dort war gerade ein Unteroffizier aus dem Kosovo schwer verwundet eingeliefert worden (Verletzungen an den Beinen durch Antipersonenmine, Unterschenkel verloren). In diesem Buch kreuzen sich unsere Wege wieder. Sie können die Geschichte des heutigen Stabsfeldwebel Jens Ruths auf den folgenden Seiten lesen. Obwohl wir früh dort waren, konnten wir nicht verhindern, dass die Bürokratie schneller war: Zulagen wie Außendienst-, Einsatz- oder Springerzulage wurden dem verletzten Kameraden noch am Krankenbett rasch schriftlich aberkannt. Berichtet wurde dies prompt in der überregionalen Presse, als Skandal, Empörung und Verwunderung auslösend.

Es war danach noch ein sehr weiter Weg bis zum heutigen Stand, beispielsweise mit dem Einsatzweiterverwendungsgesetz. Vieles wurde geschaffen oder deutlich verbessert. Dies reicht von finanziellen Regelungen und Versicherungsfragen über Organisation, Dienstpostenausstattung, Schulungen und

Weiterbildungen, besondere Einrichtungen wie beispielsweise den Beauftragten des Bundesministeriums der Verteidigung für posttraumatische Belastungsstörungen (PTBS) bis zu den Lotsen, dem Bundeswehrsozialdienst und dem Förderverein zur Unterstützung der Arbeit mit Verehrten am Standort Warendorf (FUAV). Die Teilnahme von einigen sportlich herausragenden verehrten Soldaten bei den Invictus Games ist ein weiteres Beispiel.

Lassen Sie uns eine Klammer um all dies setzen: Diese Klammer sehe ich in der Empathie und der zugewandten Anerkennung, die wir geschädigten/verehrten Kameradinnen und Kameraden sowie ihren Angehörigen entgegenbringen müssen. Es geht stets vor allem um praktikable, machbare Lösungen für den einzelnen, rasche Hilfe, die ankommt, aber auch um das einfache Zuhören. Es geht um unsere Kameraden und um Kameradschaft.

Ich möchte den beitragenden Autoren aus den Reihen der betroffenen aktiven und ehemaligen Soldatinnen und Soldaten sowie ausgewählten Führungs- und Fachkräften für ihre Artikel sowie den Interviewten für die Offenheit danken. Den Leserinnen und Lesern dieses Buches wünsche ich vielfältige Erkenntnisse und Anstöße, unter anderem für die weitere Arbeit.

Markus Kneip
General a. D.



POSTTRAUMATISCHE BELASTUNGSSTÖRUNG

Ein Überblick von Generalarzt Dr. Hoffmann

Bei den Auslandseinsätzen der Bundeswehr erleiden immer wieder Soldatinnen und Soldaten der Bundeswehr einen einsatzbedingten gesundheitlichen Schaden. Dann kommt es darauf an, alles zu tun, was möglich ist, um die Betroffenen so zu versorgen, dass sie schnell gesund werden und wieder ein normales Leben führen können. Das sind wir alle den Betroffenen schuldig, die in Ausführung ihres Dienstes zu Schaden gekommen sind.

Neben Verletzungen und Verwundungen sind in der Bundeswehr psychische Folgeerkrankungen die häufigste Folge von Einsatztraumatisierungen. Hier sind besonders einsatzbedingte posttraumatische Belastungsstörungen – kurz PTBS – hervorzuheben, die dadurch gekennzeichnet sind, dass die Betroffenen die traumatisierenden Ereignisse nicht verarbeiten können und im Kopf immer wieder erleben, oft durch eine Erinnerung an das Ereignis ausgelöst, einen sogenannten Trigger. Um dies zu vermeiden, versuchen die Betroffenen alles zu umgehen, was sie an das Trauma erinnert, isolieren sich zunehmend und weichen, wo immer möglich, allen belastenden Situationen aus. Das führt oft zu Schwierigkeiten im Beruf, in der Familie und im Freundeskreis, häufig begleitet von Schlafstörungen, Angstgefühlen, Depressionen und Suchtmittelmissbrauch.

Dabei entwickeln sich die Symptome meistens schleichend mit einem verzögerten Verlauf, sodass die Diagnose in ungünstigen Fällen erst Jahre nach dem Trauma gestellt wird. So erkrankten jedes Jahr noch immer etwa 200 aktive oder ehemalige Soldatinnen und Soldaten neu an einer PTBS, obwohl die Einsatzzahlen seit Jahren eher rückläufig sind. Seit Beginn der statistischen Erhebung der Erkrankungszahlen in der Bundeswehr im Jahr 2012, wurde so bei mehr als 2.000 Betroffenen eine einsatzbedingte PTBS festgestellt, wobei leider von einer großen Dunkelziffer ausgegangen werden muss.

Geht es einem ehemaligen Einsatzteilnehmer psychisch schlecht, so kann er sich an einen Sanitätsbereich der Bundeswehr in einer Kaserne wenden oder über die PTBS-Hotline der Bundeswehr, die zentrale Ansprech-, Leit- und Koordinierungsstelle des Personalamtes (ZALK) bzw. die Hotline des PTBS-Beauftragten Hilfe holen. Die Nummern dazu finden sich unter der Internetadresse www.PTBS-Hilfe.de.

Wurde die Diagnose gestellt, kommt es darauf an, eine umfassende Betreuung und Versorgung der Betroffenen sicher zu stellen. Wird eine einsatzbedingte Gesundheitsschädigung festgestellt, besteht in Deutschland durch das sogenannte Einsatzweiter-

verwendungsgesetz die Möglichkeit, die Betroffenen unter einen Schutzschirm zu stellen, um ihnen, wo immer dies möglich erscheint, die Zeit zu geben, sich auf die Gesundheit und Rehabilitation zu konzentrieren. Für noch aktive Soldatinnen und Soldaten wird dazu eine Schutzzeit eingerichtet und Ehemalige können dazu wieder in die Bundeswehr aufgenommen werden. In der Schutzzeit können die Betroffenen nicht entlassen werden, erhalten weiter ihr Gehalt als Soldaten und werden umfassend versorgt.

Die Bundeswehr hat in den letzten Jahren zu diesem Zweck ein immer umfassenderes Netz an Hilfsstrukturen aufgebaut, das auch benötigt wird, um den Betroffenen erfolgreich zu helfen. Es beinhaltet als niedrigschwellige Ansprechstellen haupt- und nebenamtliche Lotsen an den meisten Standorten der Bundeswehr, die die Betroffenen auf dem komplizierten Weg der Gesundheit und Wiedereingliederung begleiten und die Brücke zu den Angehörigen des »Psychosozialen Netzwerkes« am Standort schlagen. Dieses Netzwerk umfasst neben den Angehörigen des Sanitätsdienstes die Psychologen der Bundeswehr, die Angehörigen des Sozialdienstes der Bundeswehr und der Militärseelsorge.

Alle gemeinsam stellen die medizinische Behandlung sowie die psychologische, seelsorgerische und sozialdienstliche Unterstützung sicher. Darüber hinaus ist es von großer Bedeutung, dass trotz aller Probleme vorhandene unsichtbare und isolierende Barrieren eingerissen und die Betroffenen durch ihre Familien und Freunde sowie ihr dienstliches Umfeld aktiv unterstützt werden. Dieses Aufeinander-Zugehen und die so geleistete Hilfe sind von

großer Bedeutung für die Betroffenen, die sich oft in einer echten Notsituation befinden, sehr unter ihrer Erkrankung leiden und mit ihrem Leben nicht mehr zurechtkommen. Dabei sind die nächsten Angehörigen meistens durch die psychische Erkrankung der einsatzgeschädigten Soldatinnen und Soldaten mit betroffen und müssen ebenfalls unterstützt werden, zum Beispiel durch Mitbehandlung oder familientherapeutische Maßnahmen.

Die medizinische Behandlung der Erkrankten umfasst, nach einer ersten Diagnosestellung durch Wehrpsychiater, in der Regel zunächst stabilisierende und dann traumatherapeutische stationäre und ambulante Behandlungen. Diese können zum Teil, gerade bei langen, chronischen Verläufen, mehrere Jahre dauern, sind aber bei den meisten Betroffenen so erfolgreich, dass sie zumindest gesundheitlich stabilisiert einer beruflichen Tätigkeit nachgehen und wieder ein weitgehend normales familiäres und soziales Leben führen können. Idealerweise werden mit den Betroffenen dabei von Anfang an Rehabilitationsziele und -schritte abgestimmt, um so die Behandlung zu strukturieren, ohne die notwendige Flexibilität aufzugeben, die aufgrund der sehr individuellen Heilungsverläufe erforderlich ist.

Medizinisch wird die Behandlung kontinuierlich weiterentwickelt, zum Beispiel durch tiergestützte Therapie mit Pferden, Kunsttherapie oder spezielle Therapieansätze bei moralischen Verletzungen mit psychischen Folgeschäden.

Sozialdienstlich ist die Unterstützung der Betroffenen bei allen Verwaltungsangelegenheiten, z. B.

bei Anträgen, Leistungen zum Lebensunterhalt oder der Unterstützung beim Schuldenabbau von großer Bedeutung. Diese sind oft komplex, umfangreich und nicht nur für psychisch Kranke verwirrend. Ohne diese Hilfe kann eine sichere Umgebung für die Betroffenen nicht geschaffen werden, die so dringend benötigt wird, damit sich die Einsatzgeschädigten auf ihre Gesundheit und Rehabilitation konzentrieren können. Daher kann die sozialdienstliche Unterstützung gar nicht wichtig genug eingeschätzt werden.

Ergänzt werden diese Maßnahmen durch den psychologischen Dienst und die Militärpfarrer. Gerade wenn es um Verletzungen der Seele geht und zum Beispiel die medizinische Therapie sehr belastend ist, ergänzen diese den Rehabilitationsprozess durch zielgerichtete Angebote, die sich häufig auch an Familienangehörige wenden bzw. diese mit einbinden.

Darüber hinaus setzen sich zahlreiche zivile Verbände, Vereine und Stiftungen für einsatzgeschädigte Soldatinnen und Soldaten ein. Sie haben sich in

einem »Netzwerk der Hilfe« zusammengeschlossen und helfen oft dort rasch und unkompliziert, wo die offizielle Unterstützung durch die Bundeswehr nicht zur Verfügung steht, zu langsam oder unzureichend ist.

Insgesamt steht also ein umfassendes Instrumentarium zur Verfügung, um den Betroffenen zu helfen, das aber weiter verbessert werden muss, um wirklich alle Erkrankten zu erreichen.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass psychische Erkrankungen nach Traumatisierungen im Einsatz für Bundeswehrangehörige eine schwerwiegende Folge sind, die nur bewältigt werden kann, wenn der oder die Betroffene und alle Stellen eng und Hand in Hand zusammenarbeiten. Die immer noch vorhandene Stigmatisierung psychischer Erkrankungen muss überwunden und weiter Schritt für Schritt durch eine Kultur des Respektes, des Bewusstseins, der Zuwendung und des Hinschauens ersetzt werden. Dann wird die Bundeswehr ihrer Fürsorgeverantwortung gerecht.



In der Materialbewirtschaftung hat Oberstabsgefreiter Patrick Popiolek seine Bestimmung gefunden.

»ICH WAR ZU JUNG«

Für den Einsatz braucht man auch psychische Stärke

Zum 1. Oktober 2006 kam ich als Wehrpflichtiger zum Bund, weil ich die Erfahrung machen wollte. Sehr früh bewarb ich mich als freiwillig Wehrdienstleistender (FWDL) für 23 Monate. Nach der Grundausbildung, im Januar 2007, ging es schon in die Planung und Vorausbildung für den Einsatz. Ich setzte mich damit auseinander, sprach mit der Familie. Es gab Pro und Kontra in den Medien; ich wollte mir meine eigene Meinung bilden. Wir sollten uns vorbereiten und ein Testament schreiben. Ich akzeptierte die möglichen Gefahren und verpflichtete mich für vier Jahre, weil es ungern gesehen war, dass man als FWDL in den Einsatz ging.

Heute bin ich der Meinung, dass man keinen unter 25 in den Einsatz schicken sollte. Ich war zu jung, und ich ging mit falschen Erwartungen hin. Ich hatte die Filme gesehen, die damals herauskamen: Man geht hin, alles läuft gut, und nach ein paar Tagen ist man wieder hier. Ich habe meinen Geburtstag, Weihnachten, Silvester und beinahe Ostern dort verbracht. Das Einzige, was ich groß gefeiert habe, war der Flieger nach Hause. Trotzdem bereue ich es nicht, dass ich den Einsatz gemacht habe.

GROSSE KONTRASTE ZWISCHEN DEN EINSÄTZEN

Im Afghanistan-Einsatz war ich in der Schutzkompanie eingesetzt, als Richtschütze und Kraftfahrer auf Fuchs und Dingo. Alarm, Feindangriffe auf das Lager, Ansperrungen, Airfield-Absicherung – da war man dauernd »unter Feuer«. Im Kosovo war ich von Januar bis August 2009, das war recht lang. Dort war ich im AV-Zug eingesetzt. Da war das so: »Fahrt Patrouille, macht Gesprächsaufklärung, aber denkt dran: Nicht schneller als 60 fahren, die Feldjäger blitzen wieder.« Im Kosovo war alles ein bisschen

Oberstabsgefreiter Patrick Popiolek ist 37 Jahre alt. Als Panzergrenadier war er in Afghanistan und im Kosovo. Heute ist er Materialbewirtschafter im Kommando Heer in Strausberg. Als Folge seiner Auslandseinsätze leidet er an PTBS. Sein größter Kummer ist, dass er nie mit seiner Tochter zum Jahrmarkt gehen kann – seine Krankheit erlaubt es ihm nicht, sich in Menschenmengen aufzuhalten.



Mit dem Boot auf dem Wasser – das sorgt für die Entspannung und Entschleunigung, die Patrick Popiolek für seine Gesundheit braucht.

low-level, da haben sie 2009 angefangen, mal einen Tag in Zivil rauszugehen oder mal was Alkoholfreies trinken zu gehen.

Für mich war Kosovo auch herausfordernd, von den Aufträgen her. Aber als Einsatz? Da war für mich immer die Frage: Wann geht es wieder zurück nach Afghanistan für mich? War Kosovo nur eine Vorbereitung, um wieder nach Afghanistan zu gehen? Ganz einfach, um zu sehen: Da ist Einsatz, da soll man kämpfen, da macht der Soldat Sinn? Ich habe den Kosovo-Einsatz nur genutzt, um wieder runterzukommen.

IN DER HEIMAT KAM DER KULTURSCHOCK

Im Einsatz habe ich die Tragweite der Geschehnisse noch gar nicht verstanden. Das Schlimmste war, wenn sie auf uns geschossen haben. Es war die Hölle. Es hat mich auch belastet, wie die Menschen dort miteinander umgehen, seien es die Warlords, die die Dörfer unterdrücken, während du selbst zu unterstützen versuchst. Die Menschen dort wollen nur glücklich leben, die sind mit wenig Geld zufrieden.

Zurück in Deutschland fragte ich mich: Was stimmt mit der Gesellschaft hier nicht? Wir in unserer Konsumgesellschaft sind zutiefst unglücklich, wollen immer irgendwas erreichen, alles wegschmeißen und neu kaufen. Das war für mich der größte Kulturschock. Persönlich empfand ich es nun als Stress, nach Dienst die alltäglichen Aufgaben des Privatlebens lösen zu müssen, um die ich mich im Einsatz nicht kümmern musste.

DIE NACHSORGE WAR DÜRFTIG

Die Nachsorge habe ich nach beiden Einsätzen als dürftig empfunden. Der Moderator gab sich zwar Mühe und der Standortpfarrer stellte zwei, drei Kisten Bier hin. Das ist ja alles schön und gut, aber ich empfand es als unzweckmäßig, eine Truppe nach monatelangem Einsatz für ein Seminar in eine Jugendherberge einzupferchen.

Die Prävention war okay; ich wüsste nicht, wie man es damals hätte besser machen können. Aber die Nachsorge bestand nur aus Fragen wie: »Geht

es Ihnen gut? Alle Finger dran? Hörsturz?» Mir hat mal einer gesagt: »Alles, was man bei dir nicht sehen kann, hast du auch nicht.« Also schluckte ich die Gefühle runter, die ich hatte und die erst Jahre später kamen.

Die ersten Symptome traten 2010 bei mir auf, drei, vier Jahre nach dem Einsatz. Ich stritt mich mit Kameraden und Vorgesetzten, war verbal aggressiv und nicht mehr ausgelastet. Ich fing morgens um sechs an und arbeitete bis abends um acht, das störte niemanden. Die Vorgesetzten waren froh, dass die Aufgaben erledigt wurden. Ich habe einfach nur noch funktioniert. Meine wirklichen Probleme habe ich verdrängt.

DAS SCHAMGEFÜHL ÜBERWINDEN

Es war nicht einfach, daran zu arbeiten. Das Schamgefühl war groß, bei den Grenadieren sowieso. Es war mir unangenehm, als gestandener junger Mann Mitte 20 zu sagen: »Ich komme mit meinem Leben nicht mehr klar.« Die dienstlichen Konsequenzen waren mir zu groß. Ich hatte definitiv eine Einschränkung, die ich nicht zugeben wollte.

2010, ein halbes Jahr nach unserer Hochzeit, war meine Frau an einem Punkt, wo sie mir nicht mehr helfen konnte, ohne dass ich zum Arzt ging. Sie half mir, an meine Zukunft zu denken – und meine Zukunft ist meine Familie. Ich hatte verstanden, dass der Einsatz etwas mit mir gemacht hatte, dass ich nun professionelle Hilfe brauchte und dass ich dafür »die Hose runterlassen« musste.



MEIN PAPA IST AUCH KRANK. DAS KANN MAN ABER NICHT SEHEN.



(TOCHTER SVEA, 10 JAHRE)

Ich ging also zum Arzt, dachte aber noch, da käme eh nichts raus. Aber ich hatte mich getäuscht. Nach drei, vier Fragen, die ich beantworten musste, sagte der Arzt: »Sie haben ein größeres Problem. Ich möchte das gerne von Fachärzten im Bundeswehrkrankenhaus (BWK) überprüfen lassen. Bis dahin schreibe ich Sie krank.« Ich fragte: »Was darf ich denn noch machen?« »Ganz einfach: essen, trinken, Spaß haben.«

»SCHEMA F« REICHT NICHT

2011 war ich das erste Mal im BWK. Die Therapeuten dort unterstützten gut, aber es kam mir teilweise vor wie »Schema F«. Dafür ist eine PTBS zu vielfältig: Der eine hat nur ein kleines Problem, der andere kommt mit seinem Leben nicht mehr klar. Ich war suizidgefährdet, wie man später feststellte. Ich konnte nicht mehr rausgehen, nicht mit dem Bus fahren, nicht einkaufen gehen. Ich war komplett

in meiner eigenen Welt, habe mich nur noch eingeschlossen und gearbeitet. Glücklicherweise durfte ich mir eine zivile Therapeutin suchen, die mich bis 2019 begleitet hat. Ihr habe ich viel zu verdanken. Sie war objektiv, hat mich auch ein-, zweimal gemäßregelt, aber vor allem aufgebaut.

Von meiner Grenadierlaufbahn musste ich mich nun verabschieden. Nach einem Truppenpraktikum im Wachbataillon arbeitete ich dort ab 2011 als Materialbewirtschafter. 2014 näherte sich mein Dienstzeitende. Ich konnte aber nicht entlassen werden, weil ich nicht gesund war und noch regelmäßig zum Arzt und zu meiner Psychologin gehen musste. So wurde ich in ein Wehrdienstverhältnis besonderer Art eingestellt.

ZWEI STUDIENGÄNGE ABGEBROCHEN

Nach einem Gespräch beim Berufsförderungsdienst und einem Studienvorbereitungskurs studierte ich dann an der Beuth-Hochschule für Technik in Berlin computergesteuerte und angewandte Mathematik. Das hat Superspaß gemacht, bis dahin alles bestanden. Doch dann kam ein neuer Arzt im BWK auf mich zu und erklärte mir, dass ich ohne Abschlussgutachten nicht entlassen werden könne; dazu müsse ich mich stationär gründlich durchchecken lassen. Die ersten drei Termine, die er mir machte, verdrängte ich irgendwie. Ich hatte Angst. Dann überwand ich mich und ging in den Semesterferien hin. Geplant waren zwei Wochen, es wurden aber fünf. Als Ergebnis musste ich mein Studium abbre-

chen; es hieß, ich sei noch nicht ausbildungs- oder wehrfähig.

Ich erinnerte mich an meinen Versetzungsantrag, sprach nochmal im Verteidigungsministerium vor, beim PTBS-Beauftragten, schrieb wieder an alle Stellen. So fand ich mich im Kommando Heer wieder, in der Rechtsabteilung. Das machte mir Spaß. Ich war nur ein bisschen traurig wegen meines Studiums, dass ich das nicht durchziehen konnte. Dann wurde ich ins Auswärtige Amt geholt, ins Referat SSR (Sicherheitssektor-Reform) für Afrika und die ganze Krisenkurve (Iran, Irak, Afghanistan). Der Abteilungsleiter dort sagte: Zahlen, Tabellen und Akribie, das sei meins, und ich solle auf jeden Fall nochmal studieren und einen vernünftigen Abschluss machen, um da weiterzukommen.

Dann hatte ich die Möglichkeit, über das Bundeswehrdienstleistungszentrum in Berlin an der Hochschule des Bundes in Mannheim zu studieren, auf einem Sonderposten als PTBS-Geschädigter. Nach zwei Semestern brach ich aber auch dieses Studium ab. Meine Erkrankung machte mir einen Strich durch die Rechnung. Und zwar nicht, weil ich es nicht konnte – ich hatte gute Noten –, sondern weil die Verwaltung dort mit mir als Einsatzgeschädigtem nicht klarkam, und das behinderte mich im Studium.

ENDLICH DIE RICHTIGE VERWENDUNG GEFUNDEN

Ich musste an meine Absicherung denken. So ging ich in die Rechtsabteilung im Kommando Heer zurück und beschloss, einen Antrag auf Berufssoldat



Mit den Fahrzeugen raus, dauernd in Gefahr: Das war der Alltag im Afghanistan-Einsatz.

in der Mannschaftslaufbahn zu stellen. Schon bald fragte mich meine Kommandantin: »Sie sind doch aus dem Bereich Versorgung? Wir haben Bedarf. Hätten Sie Lust zu unterstützen?«

So bin ich nun seit 2020 im Stabsquartier im S4-Bereich aufgehängt. Der Weg zum Berufssoldaten war erneut eine große Hürde: wieder Hosen runterlassen, zu sämtlichen Ärzten fahren, psychologischer Test mit vielen Fragen. Aber dann hat alles gepasst, auch aufgabentechnisch hier im Bereich der Materialbewirtschaftung. Ich kann mich in SAP

austoben und Inventuren fahren. Hier ist kein Tag wie der andere. Jeder hier kennt meine Einschränkungen, und ich habe gelernt, damit umzugehen. Ich darf zwar nicht schießen und nicht auf Truppenübungsplätze, aber abgesehen davon möchte ich nicht wie ein rohes Ei behandelt werden. Ich bin Soldat, das ist mein Beruf. In meinem Bereich kann man sich auf mich verlassen. Es macht mir Spaß. Ich bin nach wie vor in Behandlung. Ich habe viel durchgemacht. Aber ich bereue es nicht, dass ich in den Einsätzen war. Ich war nur zu jung, definitiv.



Oberstabsfeldwebel Meik Briest
bei seiner heutigen Tätigkeit.

DIE VERSEHRUNG SCHAUT JEDEN MORGEN AUS DEM SPIEGEL

Ein explodierendes Kampfmittel verletzte Meik Briest schwer im Gesicht

Mit der Bundeswehr und der Auftragstaktik könne er sich sehr gut identifizieren, sagt Meik Briest. »Das war bei der NVA und ihrem Bezug zur Sowjetunion anders. Vor allem mit diesem bedingungslosen Befehl und Gehorsam wurde ich nie wirklich warm. In der Bundeswehr hat man wesentlich mehr Möglichkeiten, sich selbst einzubringen.«

Seine Halle wird von einem großen Sandkasten beherrscht, in dem sich Dutzende Minen, Granaten und Bomben befinden. »Alles Anschauungsobjekte für die Ausbildung, aber nur ein Bruchteil von dem, was wir haben«, erklärt Briest. Eine Seite ist durch einen übermannshohen Zaun eingefasst. Darin stapeln sich in Regalen verschiedene weitere Gegenstände von der Panzerabwehrhandwaffe bis zum Lenkflugkörper.

Das alte, über Jahrzehnte von der Roten Armee genutzte Gebäude ist mehr als nur eine Muster-sammlung. Tafel, Beamer und ausgerichtete Stuhlreihen zeigen, wofür das Gebäude genutzt wird. Hier schult Oberstabsfeldwebel Briest Kameradinnen und Kameraden im Rahmen der Einsatzvorbereitenden

Ausbildung zum Thema C-IED (Counter-Improvised Explosive Devices, Abwehr von improvisierten Sprengfallen).

»Aus meiner mehrjährigen Vorverwendung in einem mobilen Ausbildungsteam für Counter-IED weiß ich, wie ich auf eine Lerngruppe wirke. Am Anfang steht den Kameraden direkt ins Gesicht geschrieben: »Mein Gott, der sieht ja komisch aus.«

Heute ist Meik Briest als Schießsicherheitsfeldwebel bei der Range Control auf dem Truppenübungsplatz Altengrabow eingesetzt. Nebenamtlich betreut er die Munitionsmustersammlung des Übungsplatzes. Sie ist außerhalb des Zaunes in einem Gebäude untergebracht, das noch aus der Zeit stammt, als die Rote Armee den Übungsplatz nutzte. Oberstabsfeldwebel Briest war selbst bei der NVA. Als Gruppenführer, stellvertretender Zugführer und Fallschirmwart bei den Spezialaufklärern erreichte er den höchsten Dienstgrad seiner Dienstgradgruppe. Nach der Wiedervereinigung wurde er in die Bundeswehr übernommen.

Wenn ich dann erzähle, was mir passiert ist, bleibt die Spannung erhalten und man hört mir zu. Mir kann man halt die Konsequenzen und Gefahren des Berufes im wahrsten Sinne des Wortes am Gesicht ablesen. Ich bin das beste Anschauungsobjekt hier«, sagt er mit einem Lächeln.

EIN BOMBENFUND GERÄT ZUR KATASTROPHE

Oberstabsfeldwebel Briest nimmt eine kegelförmige Kleinbombe in die Hand und erzählt: »So eine war es, der ich mein heutiges Aussehen zu verdanken habe. Es war der 3. Juli 1999. Wir sollten in einem Dorf in der Nähe von Prizren eine 250-Kilo-Bombe entschärfen. Auf dem Rückweg kamen wir an einer großen Wiese vorbei. Von unserem Fahrzeug aus konnten wir sehen, dass der Bereich offensichtlich von den Alliierten bombardiert worden war. Auf dieser Wiese waren mehrere Einheimische bei der Heuernte. Weiter den Weg entlang zur Hauptstraße hielten uns drei Personen mit Rufen »Mina, Mina« auf. Unser Sprachmittler übersetzte uns, dass sie etwas gefunden hätten.

Einer aus unserem Trupp sollte sich die Sache ansehen, das war bei uns das Standardvorgehen. Dieser eine war diesmal ich. Auf dem Weg vom Straßenrand bis zur Wiese, auf dem die Einheimischen gewartet hatten, lagen schon mehrere dieser Streu-

Meik Briest nutzt die umfangreiche Mustersammlung zur Aus- und Weiterbildung für den Einsatz.

